

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schott, Anton: Das Wunder im Schwarzeck. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Das Wunder im Schwarzzeck.



Erzählung von Anton Schott  
 ie sich ein Mensch oftmals verändern kann!

Jegliches Gewächse hat das Bestreben, in seinem Wuchse möglichst gerade der Sonne und dem Lichte entgegenzuwachsen, und der Mensch hat von Natur und Kindheit auf die Neigung

zum himmelwärts ziehenden Guten, zu Lieb und Gutmütigkeit, zu Geschäftigkeit und neidloser Anteilnahme. Schatten, Wind und Wetter und andere behindernde Umstände treiben Baum, Strauch und andere Gewächse oft weitmächtig vom geraden Wuchse ab und verkrümmen und verknoten sie, und böses Beispiel und andere Zufälligkeiten oder absichtlich wirkende Einflüsse ziehen und bringen manchmal den Menschen vom geraden und ehrlichen Streben ab und drängen ihn auf Wege, die . . . nicht die rechten sind.

Der Jochl, der Irlwieser im Schwarzzeck drüben, ist von Jugend auf ein ganz richtiges Bürschlein gewesen, handsam in allen Stücken, verträglich mit seinen Altersgenossen, neidisch gar nicht, und als richtiges Bergeinöckerkind nur Arbeit und Arbeit. Nichts wie Sorgen und Plänen, wie dieser am leichtesten und raschesten beizukommen und ein Ende zu machen. Hat auch umgehen können mit ihr und sie in jeglicher Gestalt schier spielend bewältigt.

„Schade, daß wir nicht drei, viermal so viel Grund haben!“ hat der alte Irlwieser, der Nazi, allemal gesagt, da er noch gelebt und selber der Arbeit zu Leibe rücken gekonnt. „Der Bub hätte das Zeug dazu, alles wohl und richtig durcheinander zu bringen.“

Der Bub hat aber nicht lediglich allein alle die Arbeit mit richtigem Griffe beim Schopfe zu nehmen verstanden, die in einem Waldbauernhause gemeiniglich kommt und geht, er hat sogar jedweden Handwerker ins Geschäft gepfuscht, dem Wagner und Binder, dem Zimmermann und Maurer und manchmal sogar dem Schmiede. Und er hat bei all diesem Sorgen und Schaffen dahingelebt wie ein richtiger Märchenhans, dem das leibhaftige Glück lauter Rosen und Goldgulden auf Weg und Pfade streuet und jeden Wunsch erfüllet, kaum daß dieser noch recht-schaffen fertig geworden im struppigen Kopfe.

Mählig anders ist es erst geworden, als die beiden Eltern kurz hintereinander gestorben und sich die Sorge um Haus und Anwesen auf seine eigenen Schultern gelegt. Zwei Leute weniger im Hause bedeutet vier Hände weniger zur Arbeit, und wenn gar noch die Mathil aus dem Hause kommen sollte, wenn sie einmal weg-

heiratete, stünde er trotz all seines Arbeitszifers und Arbeitsgeschickes da wie ein Schneemann im warmen Märzsonnenschein.

„Selber beizeiten zu einer Heirat schauen!“ hat der Better, der hintere Dorner, geraten. „Müssen es andere auch so machen, und diese Zeit drängt sich dem wie jenem einmal auf, der ein Hauswesen fortzubringen hat. Aber nur nicht sich verschauen und verbandeln! Zur Hauswirtschaft soll eine taugen, und haben soll sie auch etwas, weil das Irlwieserhöfel auch etwas wert ist, und weil du der Mathil auch etwas hinauszuzahlen hast.“

Das war ganz selbstverständlich. Aber das hat ihn mählig in ein ander Simmen und Streben gedrängt. Er hat begonnen Ausschau zu halten nach einer in allen Stücken passenden Hauswirtin, aber keine solche zu finden vermocht. Heißt das, zu finden wäre hie und da so ein Zieher gewesen, das ihm getaugt hätte, doch hat es sich allemal wieder irgendwo gespießt. Bei manchen hätte sonst gar nichts gefehlt wie das lumpige Geld, alle guten Tugenden wären vorhanden gewesen und auch der Willen, aber . . . das leidige Geld eben, das sie nicht gehabt haben! . . .

So war ihm allmählig das Trachten nach Geld und Gut angewachsen. Geld regiert die Welt, sagt man; also regiert es auch die Leute samt und sonder, so sie sich halbwegs willig geben . . . Das Irlwieserhöfel wäre doch unter Brüdern so und so viel wert, also könnte wohl auch eine, die Irlwieserin werden wollte, so und so viel an gutem Gelde mitbringen. Wären auch manche im Umkreise gewesen, bei denen dies zugetragen, aber es schickte sich nichts. Eine oder zwei solcher hatte er selber gleich außer Wahl gestellt, ein paar waren schon anderswo verheißten, ehevor er ans Brautsuchen gedacht, und der Hausenbauer von der Seeau hatte es ihm spießgerade ins Gesicht gesagt: er hinge sein Dirndl nicht an ein leidig Bergbauernhöfel, das kaum recht-schaffen das Leben fristete.

Ist eine bündige Absage gewesen, doch dem Jochl hat der Ernst derselben nicht recht einleuchten wollen. Das Dirndl hat ihm in die Augen gestochen, das schöne Heiratsgut noch mehr, und in seinem Dahinsinnen hat er nachher einmal gefunden, daß ein leidig Bergbauernhöfel nicht alleweil ein solches zu bleiben brauchte. Alles auf Erden ist wie der Mondschein am Himmel, nimmt zu Zeiten auf und zu Zeiten wieder ab. Das Irlwieserhöfel ist ehezeit einmal auch größer gewesen, ein kleines Hafersfürkintum beinahe. Erbteilungen haben, wie alleweg geredet wird, Stück um Stück davon losgerissen. Da ist einmal das Höfel in der Wolfsöb auf solche Weise weggekommen, nachher der Kranzelberger und zuletzt der Goldbrunner drüben. Mit dem Wolfsöber und den Kranzel-

berger Leuten ist er noch in der Verwandtschaft, auf dem Goldbrunnerhöfel aber sitzen schon Fremde. Wie wär' es, wenn die Sache wieder einmal hinfür gehen wollte, statt zurück? Wenn beispielsweise das Goldbrunnerhöfel noch dazu käme, gäb' es einen Waldbauernhof, dessen sich weder der Hansenbauer noch dessen Dirndl zu schämen bräuchten. Kaufgeld? Kauft oft einer mehr als was er zahlen kann, und wenn daraufhin diese Heirat doch geriete, wäre im Handumdrehen abgezahlt. Könnte auch ausgehen, solches Planen. Dem Goldbrunnerbuben, dem Kaspar, geht es gerade so wie ihm, schlechter noch. Bei ihm, dem Jockl, ist niemand da, der als Last auf dem Hofe in Betracht käme, im Goldbrunnerhöfel sind zwei Auszügler, die vom Hofe zehren und ein etliche Geschwister, die auch ein jedes etwas wollen. Daher will keine recht auf das Höfel und mit Geld schon gar keine.

Vielleicht wäre daher dieser Mensch sogar froh, wenn ihm einer abkaufte, und er dann mit dem Geld etwo einheiraten könnte. Wäre dann all' beiden geholfen, ihm, dem Jockl, und dem Goldbrunnerbuben.

So hat er ein etliche Tage vor sich hingefonnen und dahingegrübelt, und als der Kaspar einmal herübergekommen, hat er ihn auf weitem Umwege gefragt, ob er wohl verkaufen täte, um sich's besser zu machen. Die Frage hat derweilen lediglich wie ein gutgemeinter, nachbarlicher und freundlicher Rat ausgesehen, aber der Kaspar hat nur gelacht dazu und ein paar Rauchwolken unter seinem strohblonden Schnauzbärtlein hervorgequalmt . . . Verkaufen? Ziele ihm gar nicht im Traume ein. Das Zeitlein, das die Mathil notgedrungen noch verbringen müßte im Irlwieserhöfel, bis er, der Jockl, eine Bäuerin ins Haus brächte, würde wohl doch noch zum Durchhalten sein, und nachher spielte die Geige gleich einen anderen Tanz. Besser täte er sich's gar nicht wünschen.

Die . . . Mathil . . . ? Der Jockl hat den Nachbar und Jugendfreund angestarrt, wie einen plötzlich vom Himmel oder aus dem Monde gefallenen Mann . . . Die Mathil . . . ! So ginge also die Uhr, und so planete dieser Feinspinner? Und von alledem hat er über lauter Arbeit und eigenem Planen gar nichts gemerkt! Statt zu verkaufen und so dem Irlwieserhöfel wieder zu einer richtigen Größe zu verhelfen, die selbst dem Hansenbauern und seinem Dirndl taugte, wollt' ihm der . . . dieser Habakuk, noch die Schwester aus dem Hause reißen und mit ihr deren Heiratsgut und Erbteil. Freilich erst, sagt er, wenn er, der Jockl, eine Bäuerin im Hause hätte. Aber wenn es ihm mittendrin einmal anders einfiel . . . ?

Unwillkürlich war ihm der Nachbar und Jugendfreund, mit dem er schon jede Schulbubentorheit ausgeführt und später manchen

Unsinn gestiftet, wie ein Feind vorgekommen, der mit grober Hand mutwillig seine schönste Gespunnt zerreißen wollte. Eine Abneigung hat sich ihm angegeschlossen, die sich allmählich bis zu heimlicher Feindseligkeit verdichtet, und ungedankt einmal ist es zum Bruche gekommen.

Ist eigentlich kaum einer Rede wert gewesen, die ganze Ursache, geschweige denn eines Streites oder gar eines Zerwürfnisses; aber aus kleinen Wölklein tun sich auch schwere Wetter zusammen, wenn Zeit und Umstände taugen.

Eine übermütige Kalben ist des Goldbrunners Hütbuben von der Herde entlaufen und in ihrem Mutwillen des Jockls Haferfelde zugerannt, wo sie ein etliche Mäuler voll abgefressen. Wäre der Schaden nicht so arg gewesen und unter Nachbarn und angehenden Schwägern kaum einer Rede wert, aber dem Jockl hat der in der letzten Zeit nur mehr mühsam verhaltene Mergel ein paar steinharter und feindseliger Reden aus dem Munde gedrängt, die des anderen Trutz wachgerufen und auf den Platz gefordert. Das gehörte sich nicht, das wäre keine Weise mehr, und er litte es einfach nicht. Schadenerfah? Er prüffe darauf. Was sich nicht gehörte, das gehörte sich eben nicht, und es handelte sich ums Recht und um . . . ein andermal. Daß er es auch wüßte und es sich merkte. Er klagte . . .

So sollt' er eben klagen, wenn er schon meinte, und wenn ihm damit leichter würde, hat der Kaspar entgegengetruzt. Wenn einer schon täte, was er zum Gutmachen tun könnte, und es wäre noch nichts . . .

Die Mathil hat wollen vermitteln und ebnen, aber es ist ihr nicht gelungen. Beim Kaspar war dies eh' nicht notwendig gewesen, weil der ohnehin nichts weniger gewollt wie einen Unfrieden, doch der Jockl war nicht zu richtigem Verstande zu bringen. Er klagt und er klagt . . . Erst schalt er die Schwester wegen des Abredens zusammen wie ein leidig Hüttdirnelein und nannte sie dies und jenes, und nachher ging er ins Gerichtsstädtlein hinunter und zum Advokaten. Unterweges sann und plante er hin und wieder . . . Wenn einer einen Stecken sucht zum Prügeln, findet er einen, und wenn ihn einer irret, findet er wohl auch Mittel und Wege, den Kunden zur Seite zu räumen. Der Kaspar irrt ihn; heißt das, der Kaspar weniger wie dessen Absichten und Volkbeinigkeit. Nicht verkaufen wollen, damit das Irlwieserhöfel größer und dem Hansenbauern genehm würde, und noch dazu die Mathil aus dem Hause reißen wollen! Solche Schnacksen müssen dem Kunden verleidet werden. Wenn es ginge, sollte ihm auch das Bleiben verleidet werden, so daß er, um aus dem Unfrieden zu kommen, gern verkaufte und sogar die Mathil im Stiche ließe. Ob die einen Mann kriegte oder nicht, deswegen brächte sie es doch auch so weit wie jedes andere, bis zum Sterben. Und

ihm bliebe das Hinauszahlen ihres Erbteiles erpart. Ueberdies hätte er an ihr all ihrer Lebtag eine verlässliche und . . . billige Magd. All dieses könnte werden, wenn er dem Kunden das Bleiben zu verleiden vermöchte, was hübsch wahrscheinlich ist, weil der seit jeher schon nichts mehr scheut wie das Gericht und nichts weniger liebt wie den Unfrieden und den Zwist.

Also hat er dahingefonnen und dahingeplanzt in währendem Gehen, und der Advokat hat ihn versichert, daß der Gegner unbedingt verurteilt werden müßte und alle Kosten zu tragen hätte.

Ist auch bald nachher der Gerichtsbote ins Schwarzeck gekommen und hat sowohl ins Frlwieserhöfel als auch zum Goldbrunner einen Zettel gebracht, daß am so und sovielten die Verhandlung wäre in der Besitzstörungssache.

Denselben Abend ist der Kaspar nochmals hinüber zum Nachbar, dem Frlwieser, und hat die leidige Streitsache in Gutem aus dem Wege räumen wollen. Stünde wahrhaftig nicht dafür, und er, der Fockl, sollte vernünftig sein und den Handel sein lassen. Wenn er schon meinte, daß er den oder jenen Schaden hätte, gäbe er ihm freiwillig einen oder zwei Strich Hafer für die paar Mäuler voll Grünhafer, die die Kalben in ihrem Unverstande abgefressen. So viel erntete er manchmal nicht auf einem halben Joche Felbes, und er, der Kaspar, täte es des leidigen Frießens wegen.

„Soll seiner Wege gehen,“ hat der Fockl darauf getruht. „Was sich nicht gehört, das gehört sich nicht. Auf daß du einmal einen Ernst siehst . . .“

Ein bißel Herumwörteln noch, und nachher ist der Fockl geworden wie ein zornwütiger Wildkater und hat dem Nachbarn und Jugendfreunde kurzweg Haus und Heimsuche verwiesen. Keinen Tritt sollt ihm dieser mehr über die Türschwelle tun, und dies und jenes.

„Wird auch zu halten sein,“ hat der entgegengetruht und im Fortgehen draußen beim Wurzgärtlein mit der Mathil vereinbaret, einen Trumf auszuspielen, über den dieser Wildling nimmer hinaufkönte. Ihm wären Haus und Heimsuche verwiesen worden im Frlwieserhöfel, aber ihr, der Mathil, stünden im Goldbrunnerhöfel Herz und Türen sperrangelweit offen. Wenn sie also den rechten Willen hätte, sollte sie sich übermorgen rüsten zum Gange zum Pfarrer, und in drei Wochen fängen alle Englein im Himmel auf den Goldbrunn hernieder.

„Wärd' eh' der kürzeste Weg sein,“ hat darauf die Mathil gemeint, und das ist ihre Zusage gewesen. „Wenn er gar so ein grauslicher Zochen sein will . . .“

Von solcher Abmachung hat der Fockl weder etwas gehört, noch von dem Frlhaben etwas gemerkt. Es fiel ihm nicht einmal auf, daß die Schwester denselben Abend wieder sang und

jubelte wie früher und bis vor dem Zerwürfniße. Er sann und grübelte nur an seinem Prozesse, ein Vergrößern des Hofes und an einer möglichen Heirat mit dem Hansenbauerndrndl, das ihm nicht aus Kopf und Sinnen wollte.

Denselben Abend noch aber verstummten Sang und Jubel urplötzlich, und die Stille eines Trauerhauses legte sich mit jäher Wucht auf und um das Frlwieserhöfel.

Er, der Fockl, war nach dem Abendessen noch auf ein kleines Pläuschlein zum Innmann hinübergewandert ins Hänfel und saß neben dem auf der Gredbank bis in die sinkende Dämmerung hinein, während sich die Mathil und der Hütbub mähtig zur Ruhe rüsteten. Da ging im Stall ein Gepolter und Gebrülle los.

„Schau, was es wieder gibt!“ schaffte die Mathil gleichmütig dem Buben.

Der ging und kam bald wieder zurück mit dem Bescheide, die rotscheckige Kalben hätte sich von der Kette los und ledig gemacht und sazte wie pudelnärrisch im Stalle herum. Er hätt' es versucht, das übermüthige Vieh an seinen Stand und Platz zu treiben, um es wieder anketten zu können, aber es wäre völlig umsonst gewesen. Gerade als ob das fürwitzige Vieh wüßte, daß er ihm noch nicht gewachsen wäre, und es hielte ihn lediglich zum Narren.

Also ging die Mathil selber in den Stall. Es kam ja hie und da einmal vor, daß sich so ein unruhiger Kacker über lauter Fürwitz und Spielen von der Kette losmachte und ein wenig Aufruhr verursachte, aber gemeiniglich ging so ein Nichtsnutz von selber gleich wieder an seinen Platz, wenn es den Ernst merkte und vergreinet wurde. Dieses Kalbenvieh aber nahm das Vergreinen augenscheinlich auch als bloßen Scherz und Mutwillen und vollbrachte nach wie vor seine tollen Sprünge wie ein scherzend Bublein, das einem kecklich ins Gesicht lacht: Fange mich! fange mich!

Da machte das Dirndl kurze Kreuze, hauchte das Vieh einfach bei den Hörnern und führte es so an seinen Stand und Platz. Im Augenblicke jedoch, wo es nach der Kette langte, um sie um die Hörner zu legen, tat der gehörnte Unband einen ungebärdigen Schüttler mit dem ungefügen Kopfe, und gleich darauf begann das Dirndl sichtlich nach Luft zu schnappen und nach einer Rede. Brachte aber kaum ein freißendes Stöhnen heraus.

Der Bub, der es gesehen, wie das Kalbenvieh mit dem mutwilligen und fürwitzigen Kopfschütteln ganz ungewollt und zufällig mit einem der kaum spannlangen Hörner die Mathil in den Rücken getroffen, hastete hinzu und schlang rasch die Kette um den Kopf des Unbandes.

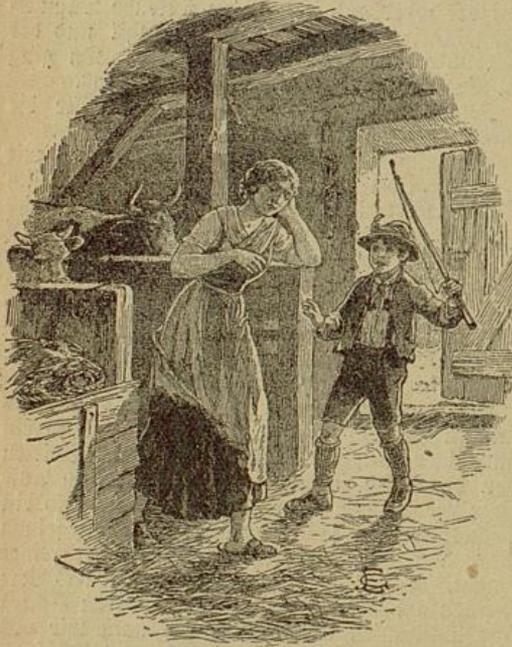
Das Dirndl wankte aus dem Viehstande, rang und schnappte allerweil nach Luft und Rede, hielt die Hände an das Rückgrat und versuchte

augenscheinlich durch Recken und Wenden des Leibes Atem und Rede wieder in Gang zu bringen, doch in der Stube sank es an der Thür zusammen.

Zwei, drei Augenblicke starrte der Bub in seiner Ratlosigkeit ganz geschreckt vor sich hin, und dann rannte er ins Zuhäusel hinüber und rief um Hilfe.

„Geschwind! Geschwind! Die Muthil ist umgefallen. Das und jenes ist vorgekommen, und jetzt . . .“

Bis der Jockl in seiner langsamen Weise noch ein Weilchen schaute und sich besann, hasteten



Das Dirndl wankte aus dem Viehstande.

der Inmann und sein Weib schon dem Hofe zu und zu Hilfe. Vermochten aber keine zu bringen. Sie rissen dem Dirndl das Gewand auf, überschütteten es mit kaltem Wasser, um den Atem und das Leben wieder in Gang zu bringen, sie rieben es ab und renkten es hin und wider, doch nützte alles nichts. Kein Atemzug hob mehr die junge Brust, und keine Bewegung herrschte mehr die todslächtigen Glieder, die wie völlig verwelkte Blättlein oder Zweiglein eines zarten Sommerblümchens niederhingen. Nur die Augen waren frisch und starrten frisch vor sich hin.

„Etwa hat ihr das Vieh gar das Kreuz abgestoßen,“ mutmaßte die Liesel, das Inweib.

„Ich renne rasch um den Doktor hinunter ins Städtel,“ erbot sich der Inmann, der Nazi.

„Jetzt . . . in der Nacht?“ entsetzte sich der Jockl schier. „Was der verlangt, wenn er in der Nacht heraufstolpern muß ins Schwarzzeck?“

Und wer weiß, ist sie bis dorthin nicht von selbst schon wieder bei sich und beim Leben? Kann gerade nur so eine Schwäche sein, eine Unmacht oder so etwas . . .“

„Wie du halt meinst . . ., aber ich an deiner Stelle tät es schon. Ein Mensch ist ein Mensch, und wegen ein paar Groschen Doktorkosten sollt' eines doch nicht . . .“

„Wie sich's halt gibt . . . wie sich's halt gibt . . . gackerte der Jockl nun herum und sann dazwischen, daß er dem Doktor'schwengel zumindest fünf oder gar zehn Gulden würde zahlen müssen, wenn der in der Nacht heraufmüßte ins Schwarzzeck. „Werden ja sehen. Wenn es eine Schwäche ist, muß sie eh' bald wieder zu sich kommen, und wenn das Kreuz abgestoßen ist, kann dieses auch der Doktor nicht wieder anleimen . . . Werden ja sehen . . .“

Man brachte das Dirndl zu Bette und versuchte noch dies und jenes, richtete aber nichts. Die Schwäche schwand nicht, das Leben kehrte nicht wieder, und der Körper wurde mählig kühl und kühler.

Bis zum Morgen kamen selbst die beiden Inleute zu der Meinung und der Ueberzeugung, daß man den Doktor tatsächlich umsonst heraufgeholt hätte. Der Herrgott hat Tote wieder zum Leben bringen können, aber diese Nacht weder einem Doktor noch sonst einem Menschen hinterlassen. Das Kalbenvieh mochte dem Dirndl wirklich das Kreuz und Rückgrat abgestoßen haben, und darum dürft' es ein Zeitlein nachher gestorben sein.

In der Frühe mußte der Hütbub in die Wolfsöb hinüberrennen und zum Kranzelberger und dorten die Trauerbotschaft ins Haus bringen, und beim Kranzelberger, wo man ein Glockentürmchen auf dem Hausdache hatte, sollte man ausläuten.

Wenn ein Thorerschlag aus spiegelheiterem Himmel in beide Stuben niedergesumset wäre, hätte er die Leute nicht mehr erschrecken können, als es diese Botschaft tat. Mitten aus dem jungfrischen, überschäumenden Leben dem Tode in die eisigen Arme gestoßen werden, mitten aus den schönsten Zeiten und Jahren hinausgerissen werden wie ein Hühnlein aus der Brut, wenn der Geier jählings herniederstoßet aus den Lüften und es mit sich fortreißet . . .! War kaum zu glauben, aber wenn der Jockl die Botschaft schickte, konnte es kaum anders sein.

Der Kranzelberger richtete gleich übers Ausläuten, und die Kranzelbergerin und ihre zwei Dirndeln machten sich eilends auf den Weg und hasteten mit dem Hütbuben ins Irnwieserhöfel hinüber.

Der Goldbrunnerbub, der Kaspar, mähte in der Hauswiese gerade das Morgenfutter für sein Vieh, hörte das Läuten und sah die Leute herbei und des Weges vorüberhasten.

„Einmal das Gebetläuten verschlafen?“ neckte er in seinem Freudübermute, denn morgen sollte es zum Pfarrer und der Hochzeit gehen.

„Ja, Gebetläuten!“ verwahrte sich die Kranzelbergerin. „Ausläuten tut man.“

So? Wer denn da wohl gestorben wäre, da man im ganzen Schwarzack von keinem Krankenfalle gehört, und da auch in der ganzen Umgegend keines Zeit hätte zum Krankwerden, geschweige denn zum Sterben?

„Die Mathil.“

„Ja freilich! Warum denn nicht gar . . . ? Gestern gen Abend noch gesungen wie ein Zieselhahn . . .“ Als aber der Hirtbub das Wie und Warum kurz abgerissen herausgeprustet, wählte er die Nacht wie einen riesigen Rußhaufen niederfallen auf die Gefilde des Schwarzacks und Erde und Boden unter seinen Füßen weichen . . .

„Die . . . Mathil . . . und . . . tot . . .!“ Ein etliche Augenblicke war es ihm selber, als wäre ihm unter der Bucht solcher Kunde das Kreuz und Rückgrat abgebrochen, und die Sense entfiel seinen bärenstarken Händen wie den kraftlosen Händchen eines Mübleins, das noch in Schlitzhöschen steckt. Die . . . Mathil, und tot! All sein Glück und Glückeshoffen in Scherben und Trümmern!

Er hob die Sense auf und trug sie heim, und dorten schaffte er den Geschwistern, sie sollten das Gras heraufbringen und dem Viehe als Morgenfutter vorgeben. Er aber ging über den Ager hinaus und dem Irnwieserbösel zu. Als wären ihm alle Flecksen und Sehnen der Füße zerschnitten, müdete er sich dahin, während es in seinem Kopfe sauste und tosete wie in der Radstube einer Mühle, und die ganze Welt sich um ihn zu drehen schien mit all den Bergen und Berghängen . . . Es konnte kaum sein, es konnte unmöglich wahr sein. Gestern noch so frisch und wohltauf wie ein immergrün Wachholderständlein, und . . . morgen wollten sie zum Pfarrer gehen . . . Wie ein frischgefeiltes Sägeblatt fuhr ihm das Läuten des Glöckleins durch Gehirn, Mark und Bein . . .

Auf der Gerd des Irnwieserböfels trat ihm der Jockl entgegen, doch er dachte nicht daran, daß sie nun im Prozesse stünden miteinander, es fiel ihm nicht einmal ein, daß das Verhältnis in der letzten Zeit ein anderes geworden denn früher.

In der Stube drinnen flennten und jammernten die Kranzelberger Weiber.

„It's . . . wirklich wahr, Jockl?“ preßte er mühsam heraus. Doch der Jockl fuhr ihn hart und grob an.

„Geht's nachher dich etwas an? Und . . . was hast du bei uns zu suchen? Weißt nimmer, was ich gestern gesagt habe?“

„Keinen Tritt mehr, Jockl, keinen Tritt mehr, stotterte der Kaspar, würde erst wachsfahl bis

in den Mund hinein und nachher allmählich zornbiberrrot. „Aber merken kannst dir diesen Tag auch.“

Mit jähem Auf wandte er sich ab und stolperte wieder von dannen. Wenn es so war, konnte man nichts machen; wenn dieser Grausling die ganz grundlose und unnötige Feindschaft sogar um ein . . . Totes aufhäufete wie eine wehrende Mauer, gab es nichts anderes, als wieder umzukehren und sich in das Unabänderliche zu schicken. Aber wenn sich eine Gelegenheit geben sollte, so gutmütig er, der Kaspar, sonst war, die Stunde zahlte er heim . . .

Der Jockl schaute ihm eine Weile nach und nickte dann ein etliche Male selbstzufrieden vor sich hin . . . den hat es wirklich, und das mag ihn nun vertreiben. Den richtigen Augenblick erspähen und auszunutzen, und er verkauft baumfest und rennt davon . . . rennt davon, um dem Leide und dem Erinnern auszuweichen.

Als auch die Wolföder daherkamen und man darüber richtete, das Dirndl aufzubahren nach Brauch und Herkommen, zog er sich an und ging zu Tale, die verschiedenen Gänge wegen des Leichenbegängnisses zu verrichten . . . Beim Pfarrer mußte angefragt werden, beim Mesner und beim Totengräber, der Tischler sollte einen Sarg machen, und der Doktor im Städtel draußen sollte den Totenbeschauszettel ausstellen. Also Gänge über Gänge, und als er ins Städtel hinunterkam, war es über Mittag. Der Doktor schalt, daß man ihn nicht gleich geholt hatte, und da er selber nicht Zeit hatte, schickte er den Bader zur Totenbeschau ins Schwarzack hinauf, befahl dem aber, auf jedes etwa zweifelhafte Zeichen sorgsam zu achten, weil man bei solchen Leuten nie wissen könnte . . .

Nachdem auch dieses gerichtet, kehrte der Jockl zum Mittagessen ein. Saß aber auch der Hansenbauer im selben Wirtshäusl, und eine Rede gab die andere. Woher oder wohin und warum und so weiter. Der Jockl erzählte, was bei ihm vorgefallen und ließ gleich durchscheinen, daß er nun zur Heirat gezwungen wäre, wahrhaftig gezwungen, zumal auch noch das Goldbrunnenörtel zum Hofe kommen dürfte und die Arbeit aufs Doppelte anwüchse. Wenn er, der Hansenbauer, sich nun unter den geänderten Verhältnissen vielleicht doch anders besonnen hätte . . . ? Der Irnwieserbösel würde nun schier ein kleines Hafsersfürstentum werden, dessen sich weder er, noch sein Dirndl zu schämen hätten.

Doch der Hansenbauer hatte auch da nur eine undeutliche Absage. Wenn einer wegen nichts und wieder nichts Prozesse anfangt und Unfrieden in die Nachbarschaft brächte, von dem hätte er schon genug, vollauf genug.

Da ließ der Jockl sogar sein Bier stehen und nahm den Heimweg wieder zwischen die Füße . . . Wenn es einer zum besten meinte, und es ist

noch nichts, da kann ihm aber schon die ganze Welt auf den Kirschbaum steigen. Jetzt steht er erst da wie der richtige . . . Schneemann. Die Mathil tot, die Feindschaft auf dem Halse, Gerede und üblen Ruf um und um und . . . keine Aussicht mehr, das Hansenbauerdirndl mit seinem großen Heiratsgute auf das Höfel zu bringen. Selber könnt' er sich prügeln wie einen widerborstigen Hund. Jetzt . . . pfeift er auch schon auf den ganzen Prozeß, und jetzt kann ihm auch das Goldbrunnerhöfel gestohlen werden, selbst wenn man es ihm anbieten sollte. Nimmer um ein Königreich. Könnte gleich wieder heißen, so und so, und von so einem hätte der und jener vollauf genug.

Ganz zerfahren und zerwirret kam er heim, und die Leute mutmaßten, der Schwester Tod ginge ihm so nahe.

Nachmittags kam der Bader zur Totenbeschau und dem hatte er für den Gang so viel zu zahlen, als ihm für den Doktor zu viel gedünket und gereut.

Das Kreuz abgestoßen . . . das war auch des Baders Meinung und Urteil, und das setzte er als Todesursache auf den Beschauzettel.

Am Abende kamen die Leute zur üblichen und brauchmäßigen Totenwacht, insonderheit das junge Gevölke von um und um. Sonst allerwegen zu Scherz und Uebermut aufgelegt, ließ jegliches von den jungen Leuten den Kopf ein Merkwürdiges tiefer hängen und manch' ernststen Gedanken durch sein Sinnen ziehen, der zu anderer Zeit allorten keinen Weg gefunden hätte.

„Meinen sollte man nicht . . . für möglich sollte man es nicht halten, daß ein einziger Augenblick ein so kernfrisches Leben abreißen könnte,“ jamm des Wolfsöder Beitel ein über das andere Mal dahin. „Nicht Franken, nichts fehlen . . .“

„Mitten aus der eifernsten Gesundheit heraus . . .“ So das Allendirndl.

„Liegt auch wie im gesunden Schlafe da,“ meinte des Kranzelbergers Everl, da es der Toten den soeben gewundenen Kranz aus immergrünem Preiselbeerkraute und Wildblumen auf den Lockenkopf gerichtet. „Wie ein Blümlein, das jählings abgebrochen worden.“

Die Hochweiderdirndl brachten ein etliche Rosmarinsträuße mit, die Jugendgepielin und Freundin damit zur letzten Talsfahrt zu schmücken, und des Droschels Heini hatte daheim alle aufgebühten Monatsröslein vom Blumenstöcklein geschnitten und ebenfalls herbeigebracht. Also mußte das Kränzlein mit den Wildblumen wieder aus dem Haargelocke, und es wurde eines gewunden aus den Rosmarinsträußen und den Monatsröslein.

Darüber verging die Zeit und es kam Mitternacht heran, wo altem Brauch und Herkommen nach zu beten angefangen werden soll. Da fiel

es einem ein und auf, daß vom Goldbrunn keines zur Totenwacht gekommen. Wohl des leidigen Prozeßhandels wegen.

„Ein Unsinn!“ knurrte der Jockl, da ein paar Reden fielen, die Unfrieden und Prozeßhändel verurteilten. „Alles kann man sich doch nicht gefallen lassen und wenn er nicht so . . . so . . .“

„In so einem Falle aber sollte man doch allen Zwist hintanziehen . . .“

„Meinen täte man,“ heuchelte der Jockl. „Aber . . . wie ich schon gesagt habe . . .“

Der Kaspar jedoch irrte denselben Abend und dieselbe Nacht auf den totenstillen Gesilden des Schwarzecks umher wie ein halb Zerwirrter, und alle daumlang suchten seine Blicke hinüber gegen das Zelwieserhöfel, aus dessen Fensterchen der Schein des Lampenlichtes in die Finsternis der Sommernacht stach . . . Morgen hätten sie zum Pfarrer gehen wollen miteinander, um sich zu gemeinsamem Wandel durchs Leben zu versprechen, und derweilen trägt man sie nun übermorgen als eine Tote hinunter. Und nicht einmal ins Haus hat ihn der Grausling gelassen, die totenstarre Hand noch einmal drücken zu kön-



„Das Kreuz abgestoßen,“ das war auch des Baders Meinung.

nen, die sich ihm lebend zum Lebensbunde geboten hätte. Flennen könnt' er, wenn er es zuwege brächte, raufen könnt' er mit Tod und Dunner, so sich die einer ihm in den Weg stellen wollten, und . . . auf die ganze Welt pfeift er nun, die ihm weder Glück noch Freude mehr zu bieten vermag.

Auch die folgende Nacht, wo man die letzte

Totenwacht hielt im Irzweierhöfel, trieb es ihn hinaus in die nachtdüden und nachtdunklen Gefilde, in die Wälder hinauf und wieder herunter und dem Hause zu, wo sein Liebstes auf dem Totenbette lag, wenn sie es etwa nicht gar schon in die enge Totentruhe gelegt.

Hinter dem freistehenden Backofen hockte er sich nieder und begann allein für die Tote zu beten. Kam aber nicht weit damit, weil sein Wehleid alle Gedanken bald wieder anderer Wege und weitab vom Beten riß. Dann hörte er einmal, wie die zur Totenwacht gekommenen Leute aus dem Hause und heimgingen. Bald erlosch auch das Lampenlicht in der Stube und wahrhaftige Totenstille legte sich um und über das Haus. Die erste Hahnenkraht scholl dem neuen Tage entgegen, und über die Waldberge herauf drängte schon dessen erster Schein. Da wuchtete einmal ein seltsamer Gedanke schwerfällig und unbeholfen durch seinen Kopf und durch sein Sinnen wie ein mannshoher Mühlstein über einen holprigen Bergweg: ohne ihr zum letzten Male noch die Hand zum Abschied geboten zu haben, läßt er sie nicht forttragen. Sein wäre sie geworden nach freiem Willen und Fürnehmen für Leben und Ewigkeit, und sein ist sie über Sterben und Tod hinaus. Der Grausling hat ihm Haus und Türschwelle verboten, vom . . . Fenster ist nichts gesagt worden.

Mit einem Rucke schnellte er empor, und zag und unschlüssig schlich er sich ans Haus und zum Stubenfenster. Während der Totenwacht hatte man es geöffnet gehabt, und jetzt stand es noch halb offen, wahrscheinlich wegen der Toten. Vorsichtig machte er es auf, und wie ein Dieb schlüpfte er in die Stube. Der Hund kannte ihn, so lange man ihn im Hofe hielt; aber da er durchs Fenster kam, knurrte er doch mißbilligend.

Auf einem über zwei Stühle gelegten Brette lag die Tote, und der Schein des flackernden Totenlichtes huschte und zitterte beständig über dem wirklich wie nur schlafenden Gesichte hin und wider. Auf Stirn und Wangen lagen noch Weihbruntropfen, wie sie die fortgehenden Totenwachtleute zum Abschiednehmen dorthin gesprengt.

Eine Weile stand er wie ein Mondscheinler und starrte auf die Leiche. Er wußte nicht, was an Sinnen durch seinen schmerzenden Kopf zog; er rief keinen Gedanken und haschte nach keinem, ihn festzuhalten. Dann kniete er sich langsam nieder und versuchte zu beten, aber es fiel ihm kein Gebet ein. Nur, daß sie gestern zum Pfarrer hätten gehen wollen, fiel ihm ein, und daran erinnerte er auch die Tote, die man heute, in etlichen Stunden, desselben Weges führen wird. Mittendrin aber begann er die Weihbruntropfen vom Gesichte der Toten zu trocknen und

dann kosend über die noch allweg weichen Wangen zu streicheln.

„Auf die Leich geh' ich dir, Mathil. Das kann mir niemand wehren und verbieten. Wird unser Hochzeitszug werden . . .“

Der Gedanke an diese fürgehabte Zeit jedoch brach seine starrrückende Zerkahrenheit und verzweifelnde Härte und löste ein untröst Weinen aus. Brennheiße Zähren kollerten auf das Gesicht der Toten nieder, wo gerade vorhin noch die Weihbruntropfen gelegen, und langsam griff er nach einer der über die Brust gekreuzten Hände.

„So behüt dich Gott, Mathil! Ich . . . ich . . . Wird ja auch einmal werden, daß wir uns wieder sehen. Ich vergesse dich nicht . . .“

Da war es ihm plötzlich, als zuckte die Hand ein klein wenig . . . Ein daunlanges Weilchen vorher hätte er wahrhaftig mit Tod und Dunner angebunden und gerauft, so ihm einer der beiden in den Weg gekommen wäre, bei dem Zucken der toten Hand lief doch ein leichtes Schauern über seinen Rücken, und die Haare auf seinem Kopfe schienen sich sträuben zu wollen.

Himmelvater! Wenn . . . wenn es doch nicht wahr wäre! Wenn . . . jählings hielt er Atem und Weinen an und streifte mit der Hand nach dem Armpulse zurück. Wahrhaftig, wie wenn der noch oder wieder etwas schlug.

Vorsichtig hob er mit der anderen Hand das Totenlichtlein, so daß dessen Schein voll in das Gesicht fiel. Wenn . . . wenn . . .

Herrgott! Blinkten und zinkerten nicht die Augenlider! War es nicht, als ob . . . ?

„Mathil! Mein Mathil! . . . Himmelvater! Nur wieder leben lassen! . . .“

War es, daß die Lähmung der Lebensorgane der Scheintoten um diese Zeit wieder langsam zu arbeiten anfangen wollten, war es, daß die Nähe und der Händedruck des geliebten Menschen eine geheime und geheimnisvolle, von keinem Forscher erklärbare Macht und Kraft übten, war es etwas anderes: matt und milde hoben sich die Augenlider, und ein schwaches, schütterndes Aufatmen drang aus dem halb geöffneten Munde.

Ein Freudenschrei, das Totenlichtlein fiel zerschellend zu Boden und verlöschte, und auch das Hundevieh fing ein gellend Freudegebelles an, als kannte es selber, daß das Leut, das ihn allweg gefüttert, wieder zum Leben erwachte.

„Mathil! Mein Mathil! Nur nicht wieder . . . nur nicht nochmals sterben! Wart', ich hebe dich ein wenig auf . . .“

Und da er das wie wachsweiße Leut suchte aufsetzen wollte, polterte der Fock aus der Kammer.

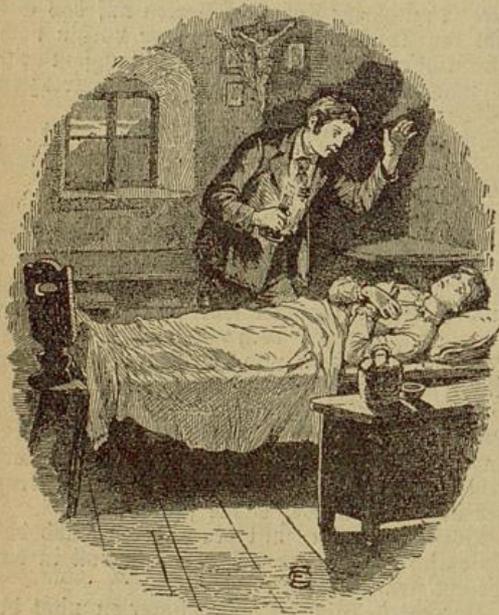
„Was . . . ?“

Doch kaum streifte sein Blick den Winkel, wo die Schwester auf dem Totenbrette lag, prallte und taumelte er auch schon wieder zurück. Was

es dort war, konnte er vor Schrecken im Augenblicke weder erkennen noch fassen, aber daß es dort etwas gab und die Tote nicht mehr allein war, jagte ihm das Entsetzen durch Mark und Bein.

„Alle . . . guten . . .“ stotterte er beinahe zähnelappernd.

„Kranze nicht lang, sondern geh her und hilf mir!“ murrte ihn der Kaspar in einem selbst-



Vorsichtig hob er mit der anderen Hand das Totenlichtlein.

samen Gemüths von schier überwallender Freude und jählings wieder aufsteigendem Aerger an.

Am Reden und an der Stimme kannte er nun trotz des unbändigen Schreckens, den . . . diesen Menschen. Der Kaspar! Nicht schlecht!

„Ja . . . was hast denn du da zu suchen?“

„Frage nicht lang, und geh her! Lebendig wird sie wieder.“

Zögernd und zagföhen kam nun der Jozl herbei und half mit, die aus dem Scheintod erwachende Schwester aufzurichten, vom Totenbrette und auf eine Bank zu heben.

Dann wurde das Inweib herbeigeholt, und bis die Morgenjonne durch die Fensterscheiben lachte, lächelte auch die Mathil schon wieder wie ein aus hartem Träumen erwachtes Kind.

„Weil es nur wieder so ist!“ Etwas anderes brachte der Kaspar kaum mehr aus dem Munde, und immer und immer wieder haschte er verstoßens nach der oder jener Hand des Dirndls, ob . . . der Puls wirklich noch schläge.

Als das Inweib wieder ging, wollte auch der Kaspar aus dem ihm verbotenen Hause.

„Tue dich recht schonen, daß nicht wieder . . .!“ mahnte er die Mathil noch.

Der Jozl fühlte sich beinahe wie in einer recht spießigen Dornstaude. Von überall her stach und zwickte es. Der Schrecken wollte nicht völlig verebben, der Aerger über diesen Menschen wühlte noch allweil in ihm und zwackte und zwickte hier und dorten. Der Gedanke, daß es fast nur mehr um Haaresbreite gefehlt, und die Schwester lebendig begraben worden, weckte alle Augenblicke ein frostig Gruseln in seinem Leibe, und dazwischen zwängte sich mäblig die Freude durch, daß glücklicherweise das Grausliche abgewendet war. Lebendig begraben! Erst im Grabe ersticken und vor Schrecken und Entsetzen sterben müssen! Brrr! Und wenn dieser Mensch nicht . . . ist, wäre es kaum anders gekommen. Aber was hatte er da noch zu suchen gehabt, nachdem er gar nicht einmal bei der Totenwacht gewesen, und wie war er ins Haus gekommen, da er, der Jozl, selber die Haustüre hinter dem letzten zugeriegelt?

„Du . . . du . . .“ stotterte er unwillkürlich und verlegen heraus. „Was ich noch sagen wollte . . . fragen wollte . . . Wie . . . hat sich denn die Geschichte eigentlich zugetragen? Was hast denn . . .?“

„Das darfst schon wissen, Schwager.“ beschied der Kaspar hübsch bissig und vom Aerger geherrscht. „Ist meine Braut, die Mathil, und heute wär unser Ehrentag gewesen . . .“

„Fehlt nichts . . .“

„Und weil zwei . . . so Leute nicht auseinander gehen, ohne daß sie Urlaub nehmen von einander, und weil du mir die Türe verboten gehabt, so bin ich durchs Fenster herein. Wie wenn es hätte sein wollen oder sein müssen, daß ich dazu komme, wie sie aus dem Scheintod erwacht . . . Du hättest nichts gehört und gesehen davon, und bis in der Frühe . . . Wer weiß . . .? Weil es nun wieder so ist!“

Dem Jozl begann wie in weiter Ferne etwas aufzudämmern, das ihm so wildfremd vorkam wie ein noch nie gesehen Gesicht und dabei doch schier wieder wie bekannt. Es mochte doch etwas geben, das die Leute zueinander zog und aneinander kettete, etwas Großes, schier Allgewaltiges, das selbst den Tod nicht scheute und über diesen noch hergehoch hinausragte, etwas Großes, neben dem der kleinliche Unfrieden, der die Leute auseinander und wider einander trieb, wie ein böswillig Zwerglein ausschaute.

„Setz dich nieder ein Zeitlein!“ schaffte er. „Wir . . . reden . . . ein wenig über die . . . Geschichte.“

„Wüßte nicht, was . . . noch weiter zu reden wäre,“ trugte der in seinem Aerger dawider. „Und . . . ich muß schauen, daß ich wieder heimkomme.“

„Setz dich nieder, sag' ich. Den Trutz und . . . den Unfrieden lassen wir nun beiseiten.“

„Wer hat ihn denn angefangen?“ So wieder der Kaspar.

„Wenn dir schon . . . gerade geholfen ist mit der Rede: ich. Und ich mache ihm auch wieder ein Ende. Verstehst? Ob ich . . . Ah was!“ brach er kurz ab. Wozu brauchte der andere zu wissen, was eigentlich getrieben und gesehet? „Meine Sach!“ Ich lebe so auch . . . Werde mich eh' gleich müssen auf den Weg machen und die Leich' abjagen. So geht es auf einem Wege, wenn ich auch den . . . Malefizprozeß abjage. Die Kosten halt . . . Ah was! Auch die zahle ich, damit . . . ein Frieden wird und eine Ruhe. . . Schick' etwa von deinen Schwestern eine herüber, auf daß etwer um die Mathil ist, und damit die und das Inweib die Hausarbeiten verrichten! . . . Wenn es dir so recht ist . . .“ setzte er nach einer kleinen Pause noch hinzu, um wenigstens den Anschein zu retten, als hätte er doch nicht völlig unrecht, und das Ganze wäre nur eine Art Dankbarkeit und großmütiges Entgegenkommen.

„Ja, mir schon. Ich verlange mir sonst nichts, wie meine Mathil und Ruhe und Frieden . . .“

Als der Jockl dann fort war, um Leich' und Prozeßen abzusagen, und als das Inweib und des Goldbrunners größeres Dirndl am Bette der auf so seltsame Weise aus dem Banne des Scheintodes gerissenen Mathil standen und redeten, fragten und wunderten, meinte das Inweib überlings einmal: „Nachher sagt man oft, es . . . gäbe nichts, es . . . wäre die ganze Welt so öde wie . . . eine ausgefahrene Landstraße . . . Ein Wunder, muß man geradeweg sagen.“

Ein Wunder! Das sagte auch jedes der Leute, die mählich ins Haus kamen, um dem Dirndl auf die Leich' zu gehen, aber nun wieder heimgehen konnten. Der Kranzelberger aber meinte, Wunder hätte es seit uralter Zeit hie und da einmal gegeben und es würde deren wohl so lange geben, bis . . . die Leute das Gras wachsen hörten, weil noch keiner geboren, der sagen könnte, er wüßte und verstände alles und fände zu jedem Rätsel und Schloßlein den passenden Schlüssel. Und jetzt hätte man halt im Schwarzeck auch eines, auch ein Wunder.

Acht Tage nachher wallte vom Schwarzeck ein Menschenzug zu Tale und gegen das Kirchörtlein hinab: der Hochzeitszug, den das mutwillige Kalbenvieh vereitelt, und den treue Liebe doch wieder dem Tode abgenötigt.

Voraus schritt der Jockl, als Brautführer, die glückstrahlende Schwester am Arme führend und hinter den zweien zwei Goldbrunnerkinder: der Kaspar, der auch die Schwester führte, die er als Brautjungfer oder Kranzeljungfer zur Kirche führte.

Vor dem Altar wechselten die Paare, und als dann der Pfarrer etwas sagte vom Getreussein

bis in den Tod, da krampte sich des Kaspars Rechte klammerfest um die Hand seiner angetrauten Mathil, als wollte er heimlich versichern: und wenn es nochmals oder hundertmal sein sollte und wieder sein könnte . . .

Heimzu ging den Jockl die Schwester nichts mehr an; er führte des Schwagers Schwester am Arme, und der Wolfsöder stieß unvermittelt einmal den Goldbrunner scherzend und neckend an.

„Du! Darf gut gehen, wenn du dir nicht nächstens schon ein bißel Heiratsgut richten darfst für ein Dirndl. Mir scheint . . .“

„Meinethalben,“ nickte der. „Mit Willen, sagen wir Bayern, wenn etwas sein muß. Aber . . . weißt, das ist frei nicht zu glauben, was alles vorkommen kann, und . . . wie sich Leute und Zeiten oftmals im Handumdrehen ändern . . .“

### „Als ob's der Hebel geschrieben hätt'!“

Von Marie Schloß-Königsfeld.

**M**acht, daß ich mir anmaße, ein, wenn auch noch so schwächlicher Nachfolger von ihm zu sein; weit gefehlt! Ich erzähle nur nach, was man mir erzählt hat, und was das Leben da Feines gesponnen hat.

In einem Schwarzwaldtal, etwas abseits von der viel befahrenen und begangenen neuen Fahrstraße ist's gewesen. Dort läßt irgendwo ein altes, schmiedeisernes Wirtszschild, eine Sonne, zum Verweilen ein, ein echtes Stück dörflicher Handwerkskunst, und macht uns Heutigen wieder einmal so recht klar, was wir alles nicht gelernt, sondern verlernt haben. Es lockt: „Komm, hier ist gut rasten nach dem Marsch am schwülen Sommertag!“ Und ich folge ihm gern.

In der halb dämmrigen Wirtsstube ist es schön kühl; schön kühl sind auch der Trank und die goldgelbe Butter, die die alten Leute auf den runden Tisch in der Ecke vor mich stellen. „Sonst isch nit viel da; die Junge sind im Heu,“ sagt das alte, schon ein wenig gebückt daherkommende Mütterlein. „Ja,“ ergänzt der weißhaarige, aber stattliche Mann, „mir sin auch nit sölig mehr auf Fremde eingricht; sit die neu Fahrstraf un damit der bequemer Weg nimmer an der alte Sonn vorbeiführt.“ „Die hat mich aber doch ganz freundlich eingeladen,“ mein ich drauf. „Ja,“ sagt der Alte bedächtig, „wo eins noch so 'ne Einladung versteht, des isch drinne immer willkomme: des paßt halt dann auch rein!“

Ich nicke ihm zu und laß mir Speiß' und Trank gut schmecken. Dabei schweifen die Blicke in der großen Stube herum und bleiben an einem Riesenschranke hängen, der sich selbst in dem Raum, der ganz von neumodischem Ritsch verschont ist, noch besonders alt und ehrenfest ausnimmt.